

„Spielen ist der Geschäftszweck“

BZ-INTERVIEW mit dem Kinderarzt und Wissenschaftler Herbert Renz-Polster über Kindheit früher und heute

Geigenunterricht und Fußballtraining – Kinder haben immer weniger Zeit, einfach mal so zu spielen. Dabei ist das wichtig, sagt der Kinderarzt und Wissenschaftler Herbert Renz-Polster. Im Spielen – und in der Natur – lernen Kinder wesentliche Dinge für das Leben und sich selbst kennen. Warum das so ist, darüber sprach Stephanie Streif mit Renz-Polster.

BZ: Herr Renz-Polster, Ihr neues Buch heißt „Wie Kinder heute wachsen“. Wie wachsen Kinder heute und wie wuchsen sie früher auf?

Renz-Polster: Bis vor ein, zwei Generationen war Kindheit noch stark geprägt von dem Element der Selbstorganisation. Kinder trafen sich mittags zum Spielen. Ihre Treffen waren informell, zweckfrei und nur sie bestimmten darüber, wie und was gespielt wurde. Heute werden Kinder beim Spielen immer öfters von Erwachsenen angeleitet. Und die machen das natürlich nicht grundlos, sondern verfolgen einen konkreten Bildungs- oder Erziehungszweck. Seit den neunziger Jahren hat sich dieser Trend verschärft.

BZ: Warum kam es ausgerechnet in den Neunzigern zu dieser Umdeutung von Kindheit?

Renz-Polster: In dieser Zeit wurden die Schrauben angezogen. Der Dualismus zwischen Ost und West verschwand und damit auch die von dem damaligen Systemwettbewerb erzwungene soziale Abfederung. Im Vergleich zu heute war das ja ein regelrechter Kuschel-Kapitalismus. In den sechziger und siebziger Jahren konnte sich eine Arbeiterfamilie mit einem Einkommen und drei Kindern noch ein Reihenhäuschen leisten, heute unvorstellbar. Mit der Globalisierung wurde der Kapitalismus entfesselt. Wir müssen immer produktiver sein, können uns aber trotzdem weniger leisten. Um mithalten zu können, müssen wir Erwachsene uns regelrecht als Funktionsmaschinen definieren. Und diesen Funktionszwang haben wir auf unsere Kinder übertragen.

BZ: Kinder, so Ihre Aussage, brauchen wieder mehr Freiräume. Warum?

Renz-Polster: Den Satz des Pythagoras oder das Geigenspiel kann man auch noch später lernen. Was sich aber nicht nachträglich aufbauen lässt, sind die fundamentalen Lebenskompetenzen, zum Beispiel dass man mit sich selbst und den anderen klarkommt oder dass man widerstandsfähig ist. Darüber kann man nicht belehrt werden. So etwas entwickelt ein Kind im Spiel. Wir unterschätzen das total. Spielen ist der Geschäftszweck von Kindheit. Bis zur Pubertät folgen Kinder diesem inneren Trieb, sinnloses Zeug zu machen. Sie spielen bis an ihre Grenzen, schlagen sich die Knie blutig und frieren sich im Wasser die Lippen blau.

BZ: Jetzt müssen Sie aber schon erklären, warum blutige Knie und blaue Lippen Kinder lebensstärker machen.

Renz-Polster: Kinder, die ausreichend



Rauschendes Wasser hat Kraft – erfährt das Kind, das im Bächlein steht. FOTO: FOTOLIA

Freiräume für ihre Spiele haben, entwickeln Kreativität, schulen ihre sozialen Kompetenzen, lernen ihre eigenen Emotionen zu kontrollieren und werden auch innerlich stark, weil sie immer wieder gegen Widerstände anspielen müssen. Plötzlich ist da ein Baum, auf den sie klettern wollen. Ob sie hoch kommen oder nicht, wissen sie nur, wenn sie es ausprobieren.

BZ: Das heißt: Die Erwachsenen sollen sich raushalten?

Renz-Polster: Bei der Spielgestaltung schon. Was nicht heißt – und da will ich auch nicht missverstanden werden – dass die erwachsenen Bindungspersonen nicht wichtig wären. Ohne die Sicherheiten, die die Erwachsenen liefern, läuft gar nichts. Ohne die können Kinder nicht lernen oder sich selbst organisieren. Viele Erwachsene glauben, dass Spielen vergebene Zeit ist. Doch pädagogisch betrachtet kann es kein idealeres Lernumfeld geben, eben weil sich Kinder in eine Kribbelzone hineinspielen, immer wieder üben, was sie schon können, und einen Moment später schon den nächsten Schritt gehen, um auszutesten, ob nicht doch vielleicht noch ein bisschen mehr drin ist. Dieses Kribbeln lässt sich nicht verordnen oder imitieren.

BZ: Sie verorten Kindheit, so, wie sie sein soll, gerne draußen. Was genau entwickeln Kinder draußen, was sie drinnen nicht entwickeln können?

Renz-Polster: Vor allem kleine Kinder suchen nach elementaren Erfahrungen. Sie graben im Sand, planschen im Wasser und spielen mit dem Feuer. Anders als Kinderspielzeug bietet die Natur vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten. Da beüben sie sich auf allen Ebenen – sinnlich wie körperlich, aber eben auch, indem sie sich willentlich Widerständen aussetzen, um Selbstwirksamkeit zu erfahren. Kinder schonen sich nicht und wollen sich immer wieder aufs Neue bewähren. Daraus ziehen sie jede Menge Entwicklungsenergie. Außerdem schafft das Draußensein auch eine große Verbundenheit. Die

Natur ist der ideale Ort für mitmenschliche Begegnungen, ermöglicht Kindern aber auch, sich mit Pflanzen, Tieren und Lieblingsplätzen wie dem Wäldchen hinterm Neubaugebiet zu verbinden. Die Natur drumherum ist Teil ihrer Heimat.

BZ: Klingt alles sehr nach Bullerbü.

Renz-Polster: Ich bekomme oft zu hören, dass die Zeiten heute andere seien. Bullerbü, heißt es dann, war einmal. Aber was spricht denn dagegen, auch und gerade in diese durchorganisierten Kinderwelten archaische Momente einzubauen? Kinder verbringen immer mehr Zeit in Institutionen. Warum diese nicht endlich auch an die kindlichen Bedürfnisse



Herbert Renz-Polster

FOTO: JÜRGEN HUDELMAYER

anpassen? Sich da zu verstecken und zu sagen: Heute ist die Welt aber ganz anders, finde ich zu billig.

BZ: Sie beklagen, dass der Treck der Kinder von draußen nach drinnen geht. Welche Folgen hat das konkret für die kindliche Entwicklung?

Renz-Polster: Kinder, die sich zu wenig bewegen, sind ungeschickt, spielen zu wenig aktiv, werden dicker, fauler. Zu viel Drinnen hemmt Kinder aber auch in ihrer emotionalen Entwicklung, sie sind ängstlicher und kommen nicht so gut mit Widerständen klar. Ich will das Drinnen aber nicht verteufeln. Kinder können sich auch beim Spielen im Haus erfahren. Andersrum gibt es auch Orte draußen, die alles andere als natürlich sind – strukturier-

te Spielplätze zum Beispiel, die ja oft nach Katalog eher für die Eltern gebaut wurden.

BZ: Vielen Eltern scheint die Welt draußen sehr viel gefährlicher als früher: Mehr Verkehr, mehr Zecken, mehr Pädophile. Ist die Angst nicht berechtigt?

Renz-Polster: Statistisch betrachtet geht es heute sehr viel sicherer zu als in den fünfziger und sechziger Jahren. Aber Eltern lassen sich nicht von Statistiken beeindrucken. Die gleichen Eltern, die vor den Gefahren draußen warnen, muten ihren Kindern Risiken zu, die in der Proportion sehr viel gefährlicher sind. In der Natur muss man viele Jahre lang durchspielen, bis man sich so ernste Verletzungen zuzieht, wie sie beim Skifahren oder beim Fußballtraining möglich sind. Kinder bauen parallel zu ihren Erfahrungen einen Risikoschutz auf. Das größte Risiko ist, Kinder nicht spielen zu lassen. Sitzen programmiert den Stoffwechsel auf faul und macht sie anfällig für Zivilisationskrankheiten wie Diabetes. Das nehmen wir in Kauf. Die Gefahr, dass ein Kind im Wald Beeren mit Fuchsbandwurm isst, schätzen Experten des Robert-Koch-Instituts übrigens kleiner ein als die Gefahr, dass es beim Beerenessen von einem Jäger erschossen wird.

BZ: Früher erlebten Kinder Freiheit und Abenteuer auf dem Acker hinterm Wohnblock. Heute in der virtuellen Welt. Was spricht dagegen?

Renz-Polster: Im Kindergartenalter sind es oft die Erwachsenen, die meinen, die Kleinen in die virtuelle Welt schubsen zu müssen. Weil wir sie medienkompetent

machen wollen, lassen wir sogar zu, dass jetzt auch die frühe Kindheit medial ausgestaltet wird. Doch dass virtuelle Medien in Krippen und Kindergärten einen Lern- und Entwicklungsvorteil bringen, ist nicht mehr als eine Behauptung. Was allerdings als bewiesen gilt, ist, dass elektronische Medien im Alltag eines Kleinkindes die Entwicklung hemmen können. Gerade in der Kindergarten- und Vorschulzeit betreiben Kinder ihren geistigen Innenausbau. Sie denken und fühlen sich in andere hinein. Dafür braucht es eine menschliche Resonanzkulissee, denn nur, wer die Gefühle seines Gegenübers erfährt, weiß, was er selbst fühlt. Die frühe Kindheit ist in diesem Sinne eine heilige Phase und kommt sehr gut ohne Bildschirm-Medien aus. Ein Buch ist darum besser für ein Kleinkind, weil beim Vorlesen eher Beziehung stattfindet. Ein Lernprogramm, das das Kind alleine beklückt, hat diese Beziehungshülle nicht.

BZ: Die digitale Welt ist also doch böse?

Renz-Polster: Nein, das ist sie nicht. Medien haben immer dazu gehört. Und es gibt keinen Grund, Bücher zu glorifizieren und Computerspiele als ungesund abzuqualifizieren. Jedes Medium hat Vor- und Nachteile, und je nach Entwicklungsalter steht das eine oder das andere im Vordergrund. Außerdem kommt es immer auch auf die Inhalte an. In der virtuellen Welt sind auch tolle Sachen möglich. Klar, dass Kinder Spaß damit haben. Und das sollen sie ja auch, wenn wir ihnen helfen, da nicht festzukleben.

BZ: Müssen wir uns allesamt umorientieren? Und Kindheit neu denken?

Renz-Polster: Wir sollten nicht immer nur auf die wirtschaftlich verwertbaren Funktionen von Kindern schielen. Sie können doch viel mehr. Wir erziehen sie geradezu so, als säße ihnen bereits ihr späterer Arbeitgeber im Nacken. Doch das Ziel muss sein, die Kinder beim Aufbau ihrer fundamentalen Lebenskompetenzen zu unterstützen. Loslassen würde helfen. Sonst verlieren sich unsere Kinder noch selber.

INFO

HERBERT RENZ-POLSTER

ist Vater, Kinderarzt und Wissenschaftler am Mannheimer Institut für Public Health der Universität Heidelberg. Seit Jahren forscht der 53-Jährige über die Entwicklung von Kindern. Sein bekanntestes, bereits in der sechsten Auflage erschienenes Buch ist „Kinder verstehen“. Zusammen mit dem Neurobiologen Gerald Hüther hat er jetzt „Wie Kinder heute wachsen“ (Beltz-Verlag 2013, 264 Seiten, 17,95 Euro) geschrieben.

st